

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 13.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1881]

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(12. Fortsetzung.)

Franz Stein hatte sich soeben auf ein Fauteuil niedergelassen; nun erhob er sich wieder und verbeugte sich stumm vor der Eintretenden.

Diese neigte das Haupt.

„Bitte, behalten Sie Platz. Ich habe die Ehre, Herrn Stein im Hause meines Vaters begrüßen zu können?“

Franz Stein wiederholte die Verbeugung und machte von der Erlaubnis, sich niederzusetzen, zunächst keinen Gebrauch.

„Ich habe mir erlaubt, Herrn Specht aufzusuchen,“ sagte er, „um mit ihm in Geschäftsangelegenheiten zu verhandeln.“

Diese Worte hatten auch im Tone keine freundliche Färbung. Franz Stein wußte wenig von Fräulein Elfriede Specht, aber doch genug, um ihm eine Begegnung mit ihr nicht gerade angenehm erscheinen zu lassen.

Die schöne Elfriede schien nichts davon zu bemerken, daß der Besuch, dem sie so freundlich entgegenkam, keineswegs geneigt war, diese Freundlichkeit zu erwidern.

Sie erneuerte die Aufforderung, Herr Stein möge Platz nehmen und ließ sich selbst mit vollendeter Grazie auf eines der Fauteuils nieder.

Immer noch sichtlich zögernd folgte Franz Stein diesem Beispiel.

„Mein Vater hat eben noch ein unaufschiebbares Geschäft zu erledigen. Ein befreundeter Rechtsanwalt ist bei ihm. In kurzer Zeit steht er Ihnen zu Diensten, Herr Stein. Er hat mich beauftragt, Ihnen bis dahin Gesellschaft zu leisten.“

Franz Stein konnte nicht anders, wenn er die Pflichten der Höflichkeit nicht völlig außer Augen setzen wollte, als zu versichern, daß ihm dies nur angenehm sei.

„Mein Vater hat mir erzählt, daß Sie unser Nachbar sind in Seifersdorf,“ begann Fräulein Specht die Unterhaltung.

Stein entgegnete, er wisse das auch seit gestern und sei sehr überrascht gewesen wahrzunehmen, daß ein — wie man allgemein behauptet — so vielbeschäftigter Mann, gleich Herrn Specht, sich in Seifersdorf angekauft habe.

„Daß mein Vater grade Seifersdorf gewählt hat,“ fur Fräulein Elfriede fort, „ist wol ein Zufall. Aber daß er den Entschluß gefaßt hat, sich vom Geschäftsleben der großen Stadt zurückzuziehen und uns irgendwo auf dem Lande in stiller aber auch recht schöner Gegend ein Heim zu gründen — dies ist zum guten Teil meine Schuld. Es kommt wol im Leben eines jeden Menschen einmal die Zeit, in der er des geräuschvollen Treibens

der großen Welt überdrüssig ist, in der er sich aus den gekünstelten und gezwungenen Verhältnissen in den großen Städten hinaushehnt in die Natur und die Zwanglosigkeit des ländlichen Lebens.“

„Sie und Ihr Herr Vater gedenken also in Seifersdorf auf dem Weidenzute Ihren Aufenthalt zu nehmen?“ fragte Franz Stein keineswegs angenehm überrascht.

„Das werden wir allerdings tun.“

„Ich meine, es wird Ihnen nur sehr kurze Zeit dort gefallen. Der Unterschied zwischen der mehrere hunderttausend Menschen beherbergenden Großstadt und dem kleinen, aller Vergnügungen und interessanten gesellschaftlichen Unterhaltung, ja, selbst aller geistigen Anregung baren Dorfe ist zu gewaltig.“

„Dieser Unterschied soll und muß auch gewaltig sein, wenn ein Mensch, der so außerordentlich wenig Befriedigung gefunden hat im Leben dieser sogenannten großen Welt, noch Hoffnung hegen soll, sich darin wolzufüllen.“

Stein sah nun zum erstenmale seinem Gegenüber scharf ins Gesicht. Die ihm als nur zu sehr lebenslustig geschilderte Dame wollte sich wol einen Scherz mit ihm machen, dachte er sich.

Aber von Scherz war nichts in ihrem Antlitz zu entdecken. Es war auffällig bleich und erregt, ein Hauch tiefen Schmerzes lag über den regelmässigen und, Franz Stein konnte es sich nicht verhehlen, auffällig schönen Zügen.

Sie bemerkte sofort, daß er sie prüfend anschaute, und als hätte ihr Gesicht sehr wider ihren Willen, aber doch nicht ganz ohne ihr Wissen jenen schmerzvollen Ausdruck gezeigt, bemühte sie sich nun, mindestens ruhig und unbewegt zu erscheinen.

„Denn,“ sagte sie leichtthin, „ich mache mir eben nichts mehr aus geräuschvollen Vergnügungen — —“

„Sie werden aber selbst allem Umgang, wie ihn die große Welt in beliebiger Mannichfaltigkeit bietet, entzagen müssen.“

„Dies alles ist, was ich will. Ich möchte mich ganz auf mich selbst zurückziehen — —“

„Also eine Einsiedlerin werden?“

Franz Stein lächelte dabei leicht. „Sie will sich selbst wahrscheinlich die hübsche Magdalena vorspielen,“ dachte er bei sich.

„Eine gewisse Sorte Weiber spielt ewig Komödie und wenn sie im Notfalle kein anderes Publikum haben, als das eigene gern sich täuschen lassende Urteilsvermögen.“

Elfriede Specht schüttelte den schönen Kopf.

„Nein — Einsiedlerin wenigstens insofern nicht, als ich auf

diejenigen Genüsse und Freuden der Welt, welche ich schätzen und lieben gelernt habe, nicht verzichten will. Ich male ein wenig, ich besitze sonst noch eines oder das andere kleine, für die Welt viel zu unbedeutende Talent, das zu meiner eignen, von keinen in dieser Beziehung hohen Ansprüchen erschwerten Zerstreuung eben ausreicht."

"Ah, Sie malen, Fräulein — —"
"Nicht ganz Geringfügiges leiste ich eigentlich nur im Zeichnen — dort jene Skizze ist von mir."

Sie zeigte auf die Wand Franz Stein gegenüber. Neben einem großen und, wie es schien, nicht wertlosen Oelgemälde hing unter Glas und Rahmen eine Bleistiftzeichnung — in Lebensgröße einen Männerkopf von seltener Schönheit darstellend.

Stein fühlte sich lebhaft und diesmal nicht unangenehm überrascht. Nicht nur das offenbar außerordentliche Geschick der technischen Ausführung, auch die gesamte Konzeption, vor allem der Geist und der Edelsinn, die Noblesse des Verstandes und Gemüths, welche von der hohen Stirn, aus den Augen und Zügen jenes Studentkopfes herleuchtete, frappirte ihn ungemein.

"Eine wundervolle Kopie," sagte er zögernd.

"Keine Kopie", erwiderte Fräulein Elfriede ruhig und einfach.

"Dann also eine wirkliche Kunstleistung, solche Zeichnung nach der Natur — —"

"Eine Zeichnung nach der Natur?" Fräulein Elfriede schüttelte wieder das Haupt und ihre Stimme durchzitterte es von neuem wie tiefe Behmut: "O nein, ebensowenig. Ein Werk meiner schwachen Phantasie, nichts weiter. Schauen Sie nicht so lange hin, Herr Stein, denn sonst werden Sie immer mehr und mehr entdecken, was Ihr Urtheil zu meinen Ungunsten ändert. Hier in diesem Karton sind die Kaulbach'schen Illustrationen zu Goethe's Faust. Sie werden sie freilich kennen, aber solche Kunstwerke kann man wol nicht oft und lange genug betrachten."

Sie schlug den in dunkelrotem Sammet mit reicher Silberverzierung gebundenen Karton auf und schob ihn Franz Stein hin.

"Da — Hermann und Dorothea — —"

Franz Stein hatte seinen Blick noch nicht von der Bleistiftzeichnung abgewendet.

"Gönnen Sie mir noch einen Augenblick diesen Genuß, mein Fräulein. In jenem prachtvollen Kopfe finde ich Züge, die mir zuwinken, wie alte, liebe Bekante. — Mißverstehen Sie mich nicht, ich weiß sehr wol, daß ich diesem Kopfe noch niemals begegnet bin und ich zweifle keinen Augenblick, daß er nur in der Phantasie entstehen konnte und nur in der Ihrigen entstanden ist, dennoch aber finde ich Ähnlichkeiten, die mir Rechenschaft geben zu können, womit oder mit wem — —"

"Vielleicht ist es — —" Fräulein Elfriede zögerte.

"Vielleicht?" suchte er sie, sichtlich einigermaßen gespannt, zur Vervollständigung des abgebrochenen Satzes zu ermuntern.

"Vielleicht ist es die Familienähnlichkeit des Ideals," begann sie langsam, fast schüchtern. Dann aber fuhr sie rascher, wie um sich recht rasch zu korrigiren fort: "Doch nein, vergehen Sie, es ist anmaßend, wenn ich mir auch nur einen Augenblick einbilde, daß mein Ideal dem Ideal auch nur ähnlich sein möchte."

Franz Stein vergaß zu antworten, obgleich es die Höflichkeit gebot, die gegen jedermann zu üben er gewohnt war. Er mußte sich gestehen, daß er sich diese Elfriede Specht bei weitem anders vorgestellt hatte, als er sie nun kennen lernte. Sie war offenbar nicht nur gebildet und klug, sondern sie besaß eine feine Bildung und einen Geist, wie man ihn bei den Frauen unsrer Zeit nicht häufig zu finden gewohnt ist. Und diese Kunstbegabung bei einer Bescheidenheit, die ihm keine Spur von Koketterie verriet.

Elfriede konnte es nicht entgehen, daß er sie scharf beobachtete und daß sein augenblickliches Schweigen viel Schmeichelehaftes für sie hatte. Nur einen ganz kurzen Moment trafen sich ihre Blicke — es war Franz Stein, als ob sie erröthete, wenigstens wollte sie rasch ihr Gesicht ab und erhob sich, und es geschah das, was er von dieser Elfriede Specht unter solchen Umständen am wenigsten erwartet hatte.

Sie sagte: "Verzeihen Sie, mein Vater bleibt doch zu lange aus. Erlauben Sie, daß ich nachsehe — —"

Und ehe er sich noch ganz erhoben hatte, schloß sie schon die Thür hinter sich. Sie hatte ihn nicht mehr angesehen, nur leicht den schönen, mit dem prachtvollsten dunklen Haar gekrönten Kopf nach ihm geneigt.

Wie allen scharfsinnigen Menschen, so ging es auch Franz Stein. Jedes Räthsel, das ihm der Zufall in den Weg führte, lockte ihn

zu Lösungsversuchen. Was er heute an diesem Orte, den er zur Erledigung einer sehr wenig interessanten Geschäftsangelegenheit aufgesucht hatte, gesehen und gehört, schloß ein Räthsel ein und eines der interessantesten, die es geben kann, das Räthsel einer Menschenseele — —

Franz Stein begann zu grübeln.

War diese Elfriede, wie er vordem sehr geneigt gewesen war, anzunehmen, wirklich eine Betvorfene? In diesem Moment hielt er keine andere Antwort darauf für gerecht als eine verneinende. Sie war eben ein Weib oder, noch besser, ein Mensch, wie alle Menschen — und ihr Charakter ein Gemisch von guten und schlimmen Eigenschaften. — Ein Mensch von ungewöhnlichen Geistesanlagen, sagte er sich, ist gemeinhin den schwer zu bewältigenden Versuchungen der Leidenschaft mehr ausgesetzt, als der in seiner Verstandesarmut auch leidenschaftsichwächliche Durchschnittsmensch, der darum auch kinderleicht das zu spielen vermag, was die blöde Welt für einen Tugendbelsen oder Biedermann anzuerkennen bereit ist. Und wievielmehr als ein geistvoller Mann ist ein hochbegabtes Weib der Glutsonne der Leidenschaft ausgesetzt! Wievielweniger ist ihr Widerstandskraft mit auf den Weg gegeben!

Franz Stein war in seinen Grübeleien ungefähr soweit gekommen, als Herr Specht in der Thür erschien.

Der dicke alte Herr gab sich die größte Mühe, höflich zu sein. Er machte mehrere Verbeugungen, reichte seinem Besuch die Hand und entschuldigte sein langes Ausbleiben auf das angeständigste.

Specht Waters Anblick rief Franz Stein sofort in die allernüchternste Geschäftswirklichkeit zurück. Auf die vielen Komplimente ließ er sich nicht sehr ein. Offen und gerade schritt er auf sein Ziel los, nachdem er die Willkür seiner Leute entschuldigt und sich zu jeder Genugthuung bereit erklärt hatte.

So höflich aber Herr Specht auch war, so schwer zugänglich erwies er sich doch. Wie das schwere Unrecht, welches ihm angetan worden sei, ausgeglichen werden könnte, darüber sei er sich noch nicht klar. Ebenjowenig wisse er vorderhand eine Entschädigungsforderung für die dauernde Benutzung des Weges zu stellen. Schrecklich fatal sei ihm, daß er überhaupt in eine solche Lage gekommen. Hätte er gewußt, daß der das Weidengut mitten durchschneidende Weg von zahlreichen Fabrikurwerken besahren werde, was ihm der Pfiffikus, der Weidenbauer, natürlich verheimlicht habe, so wäre es ihm im Traume nicht eingefallen, das Gut zu kaufen. Er hätte auf seine alten Tage sich einen Ruheplatz sichern wollen und gerade diese seine einzige Absicht bei Erwerbung des Weidenguts sei ein für allemal vereitelt, wenn der Weg Fabrikweg bleibe. Seine Nerven seien angegriffen und die seiner Tochter noch viel mehr. Nun sollten sie beide täglich duzendmal vom Wagengerassel und Peitschengelass, von dem Lärmen und Fluchen des rohen Kutschervolkes in der ihnen so notwendigen Ruhe gestört werden. Damit sich zufrieden zu erklären, fiel ihm verdammt schwer — das könne sich Herr Stein denken.

Franz Stein erklärte zwar auf das bestimmteste, er werde seine Leute, über deren Benehmen er bis jetzt noch gar nicht habe klagen können, anweisen, beim Vorüberfahren am Wohnhause des Weidengutes alles unnötige Geräusch sorgfältig zu vermeiden und selbst strengstens darauf halten, daß dieser Anordnung nachgekommen werde; aber das machte auf Herrn Specht keinen Eindruck.

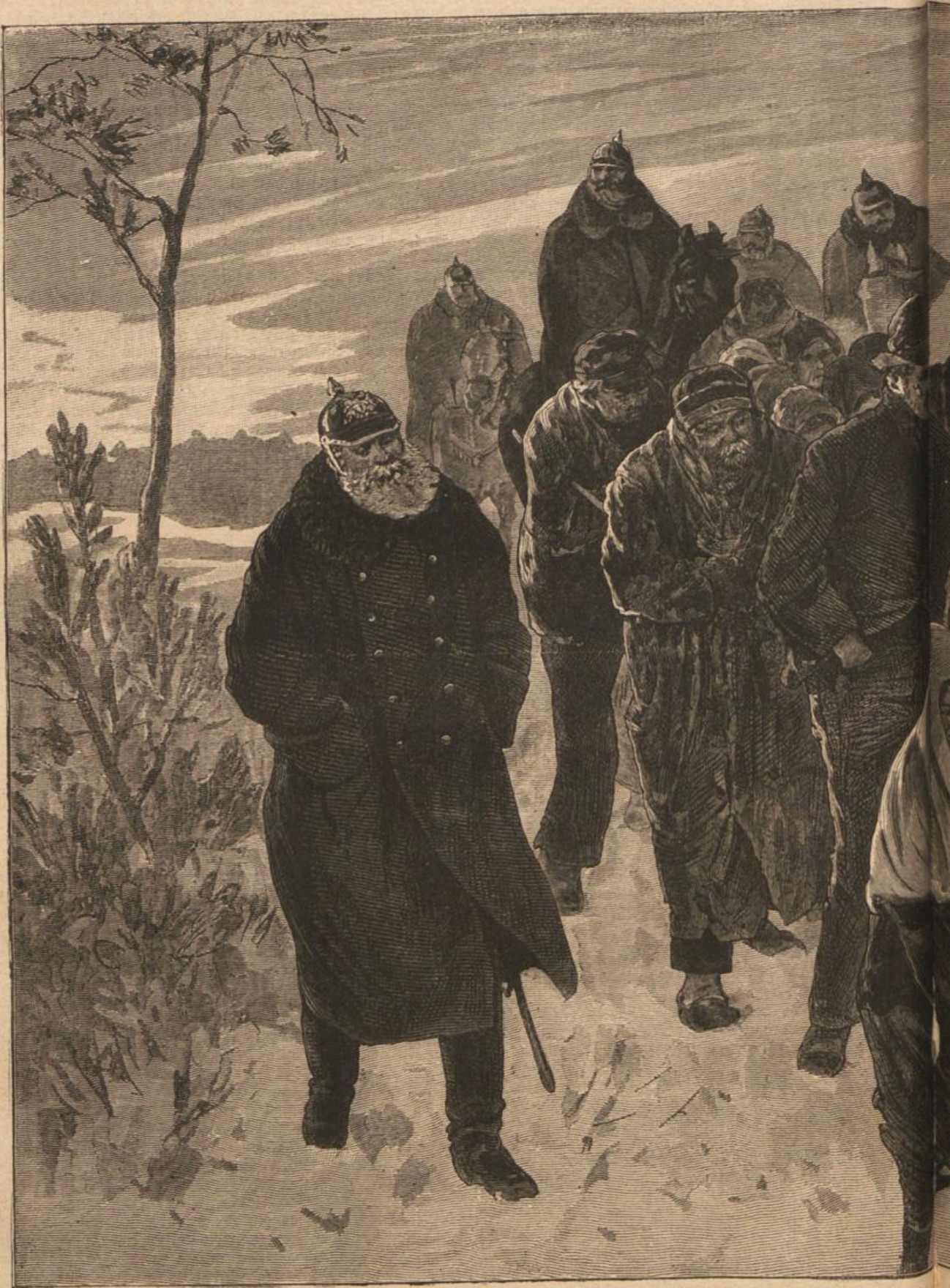
Nach langem Hin- und Herreden gelang es endlich, dem für die ländliche Ruhe schwärmenden dicken Herrn die Erlaubnis zur Benutzung des Weges abzupressen bis zum Zeitpunkt der Uebersiedlung desselben nebst Tochter nach Seifersdorf, was innerhalb acht oder spätestens zehn Tagen geschehen sein würde. Ueber die Entschädigung für diese kurze Frist würden sie ja einig werden, weitere Entschließungen müsse sich Specht vorbehalten.

Damit waren die Unterhandlungen zu einem für Franz Stein wenig befriedigenden Resultate geblieben.

Als er sich verabschiedete, geleitete ihn Herr Specht bis zur Treppe. Beim Durchschreiten des elegant ausgestatteten Vorzals hörte er aus einer Seitenthür leisen, aber leidenschaftlich bewegten und klagenden Gesang ertönen. Herr Specht schloß diese Thür schnell, es schien ihm unangenehm, daß die schmerzzerfüllten Töne an Steins Ohr geschlagen waren. Auch Franz Stein achtete nicht weiter darauf; — die unangenehme, an sich so kleine Wegfrage, die aber, wie die Verhältnisse nun einmal waren, für sein Etablissement fast die Bedeutung einer Lebensfrage erlangen konnte, beschäftigte ihn jetzt viel mehr noch als vorher.

des Geschlechtes scheinen unerheblich gegen das, was jene höllische Dogmatik und Theologenjurisprudenz an dem Weibe gesündigt hat. Die Kirche hat den Frauen schlecht gedankt für das, was dieselben für sie getan haben! Wenden wir uns zu einer anderen, für unsern Gegenstand wichtigeren Erscheinung der Geschichte des Mittelalters, die zugleich lichtere, schönere Seiten bietet: zum Islam.

Man hat nicht mit Unrecht darauf hingewiesen, daß das Mittelalter im wesentlichen ein Ringen zwischen der christlich germanischen und der islamitischen Weltanschauung gewesen ist. Aber diese Tatsache ist immer noch nicht genügend Gemeingut der Deffentlichkeit geworden. Wenn sonst Erobererstämmen in Länder mit alteinheimischer Kultur einbrechen, so gleichen sie mehr wild einherbrausenden, von Regen und Schneewasser zum Uebertreten gezwungenen Strömen, die mittels ihrer elementaren Kraft nur verwüsten und zerstören können. Anders gestalteten sich die Dinge, als die Befürworter des Islam den Damm gewaltsam zerrissen, der sie von dem damals schon etwas altersschwachen, vom Feudalismus heimgesuchten Europa trennte; sie brachten eine bereits hoch entwickelte eigene Bildung mit, welche sie auch in die Lage setzte, in ganz anderer nachdrücklicher Weise gegen ihre Feinde, auf die sie sich stürzten, den Kampf zu führen, als es ihnen sonst möglich gewesen wäre. Die schwert-



Ein Nachtbild aus demselben

gewaltigen Germanen, welche nicht dergestalt ausgerüstet in das alte Römerreich kamen, triumphierten wol auf den blutigen Walstätten über die sieggewohnten Regionen, kulturell aber waren es die Sieger, welche Schüler der Besiegten wurden; Gothen und



lichen Staatsgedanken himmelweit verschieden waren, wurden miteingeführt, auf die beiläufig hingewiesen werden mag.

Die Welt ist Gottes, lehrt der Islam, der sie den Tapfern und Mutigen schenkt zu Erb und ewigem Lehn; seine Gläubigen sind berufen, wie einst das Volk Israel, über die Ungläubigen zu herziehen, ja, sie zu vertilgen, wenn sie den Glauben Muhameds nicht annehmen wollen. Dazu ist freilich zu bemerken, daß auf europäischem Boden die Anhänger des arabischen Propheten bei weitem toleranter waren, wie ihre christlichen Gegner. — Im Staate ist Gleichheit aller die Grundlage; jeder kann an jede Stelle gelangen, ein Grundsatz, der demnach nicht eine Erfindung der Franzosen von 1879 ist, sondern schon ein sehr alter! Man wird wol dagegen einhalten wollen, daß in der Folgezeit die Kalifenwirtschaft diese alte Grundlehre gewaltig verschoben hat: das läßt sich nicht läugnen, doch wäre zu berücksichtigen, daß das Kalifat auch tatsächlich nicht mehr das Recht hat, als reine Verkörperung der ursprünglichen Lehre zu gelten, ebensowenig wie der moderne Protestantentumverein sich heute noch auf Luther berufen darf. Der

llschaft. (Seite 167.)

Franken gingen in diesem Romanisierungsprozeß den übrigen Stämmen voran. In der in Frage stehenden Epoche jedoch brachten die Sieger das neue Evangelium der Schönheit mit sich. Auch neue politische Anschauungen, welche von dem römisch-kaiser-

Historiker wird den materiell gesunden Kern im germanischen Gesellschaftswesen nicht verkennen, one seine Karrikatur, die Feudalität und das im westfälischen Frieden sanktionirte Territorialrecht geradezu für eine staatsrechtlich unantastbare Erscheinung zu erklären.

Genug! Wir sind in der Lage, die Kulturgeschichte Europas sprechen zu lassen. Wo Muhammedaner saßen und siedelten, finden wir eine hohe Blüte aller Künste und Gewerbe, und als im Westen Granada, im Osten Stambul oder Konstantinopel fiel, war die Lebenskraft des Islams noch lange nicht gebrochen. Noch am Ende des 17. Jahrhunderts sehen wir, wie die Bürgerschaft Wiens sich in der Notlage befindet, sich gegen den Islam blutig zu verteidigen.

Aber was hat das mit unserer Frauenfrage im Mittelalter zu tun? So fragt der Leser sich vielleicht. Ja, sehr viel! Wir sind nicht berechtigt, die Haremswirtschaft und die Vielweiberei für untrennbar von der Glaubenslehre Muhammeds zu halten. Vielweiberei gab es auch auf altgermanischem Boden. Und andererseits ist praktisch ebenso wie bei uns Germanen dieselbe auch nur ein ökonomisch mögliches Vorrecht der Pleonekten, der Mehrbesitzenden, gewesen, also schon einer Gesellschaftsschicht, welche uns den ursprünglichen Gleichheitsgedanken als einen abgestorbenen, verwesenen aufweist. Für die gute Zeit, und im Durchschnitt allezeit, auch für die heutigen Türken noch, dürfte sich das Haremhalten keineswegs als ein Trumpf ausspielen lassen, mit dem wir, um im Bilde des Kartenspiels zu bleiben, sonderlich viel Stiche machen dürfen gegen den Islam.

Kühne Abenteuerlust, Ausübung der Blutrache, Verteidigung der Schwachen und Unterdrückten, namentlich aber Verehrung und Beschirmung der Frauen waren dem Araber heilige Pflichten, genau wie den abendländischen Rittern, und wenn man den merkwürdigen Roman „Antar“ liest, so gleichen die Reden genau den Paladinen der mittelalterlichen Dichtungen Frankreichs und Deutschlands. Wir sehen dieselben Beweggründe zu tapfern Taten, dieselbe Denk- und Empfindungsweise, und schon im 9. Jahrhundert finden wir arabische Dichtungen, in welchen derselbe minneselige Geist waltet, die durchweht sind von demselben zarten Gefühl, die dieselbe fast andächtige Verehrung gegen die Dame des Herzens atmen, wie dies alles sich später in der christlichen Minnedichtung findet.

Auch den Frauen der Feinde gegenüber ließen es die Araber nicht an Achtung fehlen. Als König Alfonso III. ihre Festung Dreja belagerte, zogen sie mit großer Heeresmacht gegen Toledo, Alfonsos Hauptstadt, um ihn von Dreja wegzulocken. Da fante die in Toledo eingeschlossene Gemalin des Königs von Castilien Boten an die arabischen Heerführer mit dem Auftrage, wenn sie kämpfen wollten, sollten sie gegen Dreja ziehen, Ehre sei nicht zu holen im Kampf mit ihr, da sie nur ein Weib sei. „Als die Fürsten, Feldherren und das ganze Heer diese Botschaft warnamen,“ berichtet der Geschichtsschreiber, „schlugen sie ihre Augen empor und erblickten auf einem hohen Turme des Alcazar die Königin, wie sie in vollem Kronschmucke saß und von einer großen Schar edler Frauen umgeben war, welche zum Schalle von Pauken, Cittern, Cymbeln und Lauten sangen. Sobald die Fürsten, Feldherren und das Heer sie erblickten, staunten sie, wurden beschämt, beugten ihre Häupter vor der Königin und zogen ab.“ Sie waren, wenn schon Mohren, doch auch echte Ritter, gestanden selbst die

Spanier. Dasselbe Zugeständnis finden wir in dem Reiseberichte des Leo von Roßmital, der 1465 und 1467 Spanien besuchte. Da heißt es unter anderem: „Die Heiden taten uns große Ehre und Zucht und (wir) waren bei ihnen viel sicherer als in dem Land bei den Christen Darnach kamen wir wieder aus der Heiden in des alten Königs Land zu bösen Christen.“

Ein anderer Verehrer Spaniens, der Ritter Georg von Ehingen schildert die Muhammedaner sehr zu ihrem Vorteil gegen die Christen, „welche im Kriege gewöhnlich weder Weiber noch Kinder verschonten.“

Daß in Spanien islamitische Kultur und namentlich auch Poesie bedeutenden Einfluß hatte, ist erwiesen. Alvaro v. Cordova klagt, daß seine christlichen Glaubensbrüder das Latein vernachlässigten, dagegen arabische Gedichte und Märchen begierig lasen, ja selbst in dieser Sprache elegantere und regelrechtere Verse machten als die Araber selbst.

Aber auch Deutsche traten den spanischen Arabern näher, wie wir oben sahen. Nicht genug, daß die Islambekenner in einzelnen Scharen über Südfrankreich nach Savoyen, Piemont und der Schweiz kamen und noch bis 960 den St. Bernhard besetzt hielten, Drtschaften arabische Namen hinterließen bis auf den heutigen Tag: wir hören noch Wunderbareres.

Der tyrolische Ritter und Sänger Oswald von Wolkenstein kam 1412 nach Granada an den Hof des Naßriden Zuffuf und ward huldvollst aufgenommen; die arabischen Frauen sollen ihn auf den Händen getragen und seine tyrolischen Volkweisen, von seiner kraftvollen Männerstimme vorgetragen, lebhaft gelobt haben bei den fast allabendlich stattfindenden Wettgesängen. Heimgekehrt sang er in deutschen Ländern arabische Romanzen, ja er spielte sogar trefflich einen arabischen Hünptling! Ist das nicht eine unexaltbare Vorwegnahme des goethischen Weltliteraturgedankens? Mögen einen merkwürdigen Kontrast gegeben haben, die tyroler „Schnaderhüpfe“ und die arabischen Gefänge in der altklassischen Wüstenpoesie der Araber! Da der Wolkensteiner vom König Zuffuf reiche Geschenke für seine Kunst erhalten hatte, so verglichen ihn die Vornehmen von Granada mit dem berühmten Eid Campeador, der auch von maurischen Hünptlingen vielfältig durch Geschenke ausgezeichnet worden war, was unsere erregbaren Ritter natürlich nicht wenig schmeichelte.

Hier dürfen wir auch noch nachtragen, was Roßmitals Reisebeschreibung gelegentlich eines Besuches bei einem spanischen Granden in Burgos berichtet:

„In der Stadt da ist ein mächtiger Graf, der hat meinen Herren und seine Gefellen zu Haus und hatte schöne Jungfrauen und Frauen zu sich geladen auf den heidnischen oder türkischen Schlag tanzen par köstliche Tanz auf die heidnische Meinung (Art) und sein alle braune Weiber, und schwarze Augen (haben sie) und essen und trinken wenig (siehe unten bei den Anstandsregeln für höfische Frauen) und sehen die Landsarier gern und haben die Deutschen lieb.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Religion der Vergangenheit und der Zukunft.

Von Dr. A. Israel.

(1. Fortsetzung.)

3. Kapitel. Antropologie.

Scharfer noch unterscheiden sich beide Weltalter in ihrer Vorstellung vom Wesen des Menschen in seiner Bestimmung. Dem Altertum genügte der menschliche Leib vollkommen, um sämtliche physiologischen und psychologischen Funktionen zu begreifen. Das menschliche Leben mit allen seinen wunderbaren Manifestationen, mit seinen Gefühlen, Neigungen, Wünschen und weltumspannenden Gedanken und Entwürfen, — es war ihnen doch bloß Flamme, die am Dachte des Leibes, genährt von dem Del des Blutes, flackert und die mit dem letzten Atemzug verlöscht. Die eigentliche Heimat des Menschen, der Schauplatz seines Genießens und Wirkens, war den Alten daher die Erde. Wol sprachen auch sie vom Hades oder Erebos als Wohnung der Seelen der Abge-

schiedenen. Allein die Seele des Abgeschiedenen war ihnen keineswegs das eigentliche Wesen des Menschen, oder gar der Mensch in höherer Potenz (weil sie nicht mehr von stofflichen Banden gefesselt ist), so wenig ihnen der Hades als ein Ort höherer Seligkeit galt. Vielmehr war sie nur ein matter Rest des Lebens, ein Schatten, ein Schemen, one feste Substanz*), was deutlich

*) Vgl. Homer Ilias XXIII, 90—104:

„Als er dieses geredet, da streckt er verlangend die Händ' aus;
Aber umsonst: denn die Seele, wie dampfender Rauch in
die Erde
Sank sie hinab hellschwirrend. Bestürzt nun erhob sich
Achilleus
Schlug die Hände zusammen und sprach mit jammernder
Stimme:
Götter, so ist denn fürwar auch noch in Ades Wohnung

zeigt, daß diese Vorstellung eigentlich die Objektivation des immer blasser werdenden Erinnerungsbildes ist, welches der Geschiedene bei den Lebenden hinterläßt. Weit entfernt, ein Ort der Seligkeit zu sein, wird vielmehr von Homer der Hades mit den schwärzesten Farben gemalt. Er nent die Behausung desselben grauenhaft und dumpfig, so daß selbst die Götter davor schauern. Teiresias bezeichnet ihn als eine Stätte des Entsetzens und finstre, mitternächliche Pfade führen zu ihm.*) Der Hades ist das poetisch aufgefaßte Grab, daher er auch im Innern der Erde liegend gedacht ist.**)

Das Mittelalter dagegenkehrte das Verhältnis von Leib und Seele, von Leben und Tod um. Nach seiner Anschauung ist der Träger der Lebenskraft und insbesondere des Denkens, Fühlens und Willens nicht der sichtbare Leib, sondern ein unsichtbares, selbständiges, substantielles Individualwesen, die Seele, welche der eigentliche Mensch ist. Der Leib ist nur ihre vergängliche Hülle, ihr Kerker, der nur durch sie höhere Vollkommenheit hat, während er sie an der vollen Entfaltung ihres Wesens hindert. Der Mensch ist ein dualistisches Wesen, das in die unsterbliche, reine Seele und in den hinsäuligen und vergänglichen Leib sich zerlegt, derart, daß die intellektuellen und ethischen Gegensätze, Vernunft und Torheit, Wahrheit und Irrtum, Gut und Böse mit dieser Dualität korrespondieren. Denn die Seele ist das Würdige, Positive, Gottähnliche, die Trägerin der Vernunft und des Gewissens, wogegen das Sinnliche, die schlimmen Neigungen, der Irrtum, ihren Ursprung im Leib haben. Dem entsprechend wurde auch eine Welt des Jenseits konstruiert, wo die Seele nach dem Tode, von irdischen Schläden befreit, die wahre Seligkeit genießt, für die sie in diesem Leben sich vorzubereiten und würdig zu machen hat; während sie, wenn sie hienieden einen gottwidrigen Wandel geführt hat, dort Strafe, Qual und Pein erduldet. Das Erdenleben ist daher nur ein flüchtiger Aufenthalt, das eigentliche Leben beginnt erst mit dem Tode. Der Seele als dem eigentlichen Menschen entsprach die jenseitige Welt als das eigentliche Leben, das bessere Dasein, und dort vorzugsweise erfolgte die Gegenleistung Gottes für die Verehrung, welche ihm der Mensch im diesseitigen Leben widmete.

4. Kapitel. Psychologische Quelle.

Versuchen wir, die gemeinsame psychologische Quelle dieser Vorstellungen zu verfolgen, so werden wir auf zwei Hauptphären des menschlichen Seelenlebens geführt werden. Zunächst ist es der reine Intellekt, das Denken, das diese Vorstellungen produzierte,

Seel' und Schattengebild, doch ganz der Besinnung entbehrt sie."

Kentlich Odyssee XI, 205 ff wo Odysseus erzählt:

„Zene sprach's, ich aber, durchhebt von inniger Sehnsucht, Volk! umarmen die Seele der abgetrennten Mutter.

Dreimal strebt' ich hinan, voll heißer Begier der Umarmung;

Dreimal hinweg aus den Händen wie nützlicher Schatten und Traumbild

flog sie."

Und als Odysseus meint, die Königin des Hades, Persephoneia, habe ihn mit einem Trugbild getäuscht, befehrt ihn seine Mutter:

„Garnicht täuschet sie dich, die erhabene Persephoneia:

Rein so will's der Gebrauch der Sterblichen, wenn sie verblut sind.

Denn nicht mehr wird Fleisch und Gebein durch Sehnen verbunden;

Sondern die große Gewalt der brennenden Flamme verzehrt dies

Alles, sobald aus dem weißen Gebein das Leben hinwegfloh.

Aber die Seele verfliegt, wie ein lustiger Traum, und entschwebet."

*) Buchholz, Homerische Kosmographie S. 13. Vergl. auch Homer Od. XI, 14–19. — Zu Odysseus, der ihn als Totenbeherrscher selig preist, sagt Achilleus (ibid. 487 ff.):

„Nicht mir rede vom Tod ein Trostwort, edler Odysseus! Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen

Einem dürftigen Mann, on' Erb' und eigenen Wohlstand, Als die sämtliche Schar der geschwundenen Toten beherzigen."

Nur auserwählte Verwandte wie Rhodamanthys, Menelaus, verfezt Zeus in das elysische Gefilde, die Insel der Seligen. (Odyssee IV, 561 ff.) Aber dahin gelangen sie nicht als Schattenbilder, sondern lebendig mit dem Körper, one den Tod zu sehen. (Crusius, Od. ibid.)

**) Buchholz, Hom. Kosmog. ibid.

weil es über das Rätsel des Seins und Werdens, über die letzten Gründe allen Geschehens, über Wodurch und Warum, aufgeklärt sein wollte. Das Dasein der Welt und die zweckmäßige Einrichtung derselben ließ das spekulative Denken auf einen Schöpfer, der Wechsel der Erscheinungen, Werden und Vergehen, auf einen Weltlenker, die Denkkraft selbst und die in ihr wurzelnden psychologischen Vorzüge des Menschen auf eine vom Leibe unabhängige Substanz, die Seele schließen. Vielleicht ein wichtigerer Faktor aber war ein anderer: das Bestreben, die Schranken der Endlichkeit zu durchbrechen, das enge Gebiet der menschlichen Glückseligkeit zu erweitern. Unbefriedigt davon, daß er nur in sehr beschränkter Weise der Schmied seines Glückes sein kann, daß eine Menge Faktoren seines Geschicks ihren eigenen Weg gehen und seiner Beeinflussung trotzig und hartnäckig widerstehen, kam der menschliche Geist darauf, eine Universalität (oder mehrere) zu personifizieren, eine allmächtige Persönlichkeit als Herrscher über das gesamte Heer der Vorgänge, welche das menschliche Wol und Wehe bedingen, einzusetzen und gewisse Wechselbeziehungen zwischen ihm und dem Menschen zu denken, welche den letzteren in den Stand setzen, den Weltregenten sich günstig zu stimmen, die Universalität nach seinem Sinn zu regulieren. Da aber diese Vorstellung für den Glückseligkeitstrieb immer noch nicht ausreichte, indem auch die innigste Gottergebenheit, die kräftigste Gottesverehrung sich nicht immer durch Glück und Wohlbefinden belohnt sah (was den hebräischen Dichtern ein schweres Rätsel war, das sie auf die eine und andere Weise zu lösen suchten; vgl. z. B. das Buch Job und den 73. Psalm), so versiel eine fortsetzende Spekulation darauf, die in diesem Leben vermischte menschliche Glückseligkeit in dem Zustand nach dem Tode zu hoffen, ein geistiges Schlaraffenland zu phantastifizieren, in dem die Hoffnung schmelgen und für die Mängel der Wirklichkeit sich schadlos halten konnte.

5. Kapitel. Vergleichung der mittelalterlichen mit der antiken Weltanschauung.

Prüfen wir die beiden Weltanschauungen, die mittelalterliche und antike, nach ihrem Wert, so ergibt sich für die jüngere ein Vorzug, aber auch ein Nachteil. Zudem die Spekulation, bestrebt, die Schranken der Wirklichkeit zu durchbrechen, einen kühneren Flug nahm, entfernte sie sich einerseits weiter vom Boden der Wirklichkeit und Wahrheit und verlor sich in die Region des Irrtums, während sich wieder andererseits ihr Gesichtskreis beträchtlich erweiterte. Sie entfernte sich von dem Pol der Wahrheit, da sie die wirkliche Welt gleichsam auf den Kopf stellte und eine eingebildete an deren Stelle setzte, wie sie auch den supranaturalen Einfluß auf den Gang der Ereignisse gegenüber der antiken Periode unverhältnismäßig übertrieb. Während sich ihr aber das Gebiet der theoretischen Weltkenntnis trübte, klärte sich ihr dasjenige auf, welches, als das innere Universum, dem menschlichen Geiste näher liegt und zugänglicher ist, das Gebiet der praktischen Erkenntnis oder der Ethik und damit hat sie an jener Schranke der Glückseligkeit, welche in der Menschennatur selbst liegt, an die rohe Sinnlichkeit und den Egoismus, den Hebel der Vernunft gesetzt und ihre Bewältigung in Angriff genommen. Eine zwar das etische Prinzip kausaliter begreift, es aus dem Wesen der Menschennatur und seinen geselligen Trieben ableiten zu können (was auch einzusehen verhinderte, daß die Tugend ihren Lohn in sich selbst trage und keines andern Lohnes bedürfe), hat das Christentum die Tugend: Gerechtigkeit, Nächstenliebe, Selbstveredlung als das vorzüglichste Mittel bezeichnet, Gottes Gunst zu erlangen und ein seliges Leben zu erringen, und es ist damit über das sogenannte Heidentum hinausgeschritten, dem die moralische Idee sich weit schwächer, nur dämmernd geoffenbart hatte und bei dem die blutigen Tieropfer hauptsächlich den Götterkultus ausmachten. Zwar war das Etische des christlichen Kultus, wie bereits angedeutet, von einer Menge anderer Kultusarten überwuchert, die nicht weniger abergläubischen Charakters waren als das Opferwesen, und es ist kaum zu bestreiten, daß sich die Praxis desselben besonders gern zuwendete und vielleicht mehr als jenem, was begreiflich erscheint, wenn man erwägt, daß einerseits die Menschen einer geringeren Kulturstufe sich dem Mythischen mehr gefangen geben, als dem Rationellen, andererseits die volle Unterwerfung unter die Gezehe der Moral einen größeren moralischen Kraftaufwand erfordert. Indessen war doch einmal das etische Gebiet kultiviert und der dasselbe parasitisch ausaugende und schwächende Formalismus konnte von kräftiger Hand entfernt werden.

Wir müssen noch eines weiteren Nachteils gedenken, welcher die Theologie und Anthropologie des Mittelalters zur Folge hatte und der sich auch im praktischen Leben nach mannigfacher Richtung geltend machte. Da dieselbe zwischen dem Göttlichen und Menschlichen, Geist und Materie, Jenseits und Diesseits scharf unterschied und das Supranaturale, Jenseitige als das eigentlich Reale, Vollkommene, Schätzbare bezeichnete, sank das Diesseitige, Irdische und Leibliche nicht nur zum Unbedeutenden, Geringwertigen herab, sondern es wurde sogar als schlecht und vom Uebel aufgefaßt. Indem die Herrschaft der Vernunft über die sinnlichen und natürlichen Neigungen und Triebe als religiös etisches Prinzip erkannt wurde, aber die letzteren dem materiellen, die sittliche Gesinnung und Kraft dagegen dem geistigen Teile des Menschen zugeschrieben wurden, betrachtete man die sinnliche Seite im Menschen, auch die volberechtigte und das sittliche Leben durchaus nicht gefährdende, als schlechtthin verwerflich, die höhere Vollkommenheit beeinträchtigend. Damit kam in die mittelalterliche Lebensauffassung ein welt- und sinnfeindlicher Zug. Die gänzliche Abkehr von der Welt und ihren Freuden galt als besonders verdienstlich und geeignet, die einstige Seligkeit zu erringen, eine Richtung, welche zur Askese, zum Klosterleben und andern Extravaganzen trieb, was man mit dem Ausdruck Nazarenertum bezeichnet hat.

6. Kapitel. Der Hebräismus.

Eine eigene, gewissermaßen vermittelnde Stellung zwischen beiden Kulturepochen nimmt diejenige Geistesrichtung oder Religion ein, welche chronologisch zwischen beide gestellt ist und welche die Wiege der letzteren wurde: die althebräische oder israelitische. Hier parte sich die diesseitige Gesinnung der antiken Zeit*) mit der ausgesprochen theologischen und etischen des Mittelalters oder des Christentums, das diese theologisch-etische Gesinnung von demselben erbte. Während aber das etische Ideal des älteren Hebräismus national begrenzt war und erst in dessen späterer Phase (im Prophetismus) die Tendenz erwachte, die nationale Hülle zu sprengen und zum universellen Humanismus sich zu erweitern, entfaltete sich im jüngeren Christentum, in dessen Entstehungszeit die kosmopolitische Idee teils durch die griechische Philosophie, teils durch den zur Weltmacht anschwellenden Römerstaat bereits blühte, diese Tendenz zur vollen Realität. Dieser kosmopolitische Zug des Christentums im Verein mit mancher rationelleren Anschauung ließ es auch alle jene Formen (Ceremonien) abstreifen, die im Hebräismus neben den etischen Gesinnungen den Kultus der Gottheit bildeten und die mehr oder weniger einen nationalen Zuschnitt hatten. Auch eine Vertiefung und Verinnerlichung der etischen Gesinnungen gegenüber dem Hebräismus, bei dem die Moral mehr als legislatorischer Imperativ sich vernemen ließ, darf dem Christentum zugestanden werden.

Dieses sein etisches, alle Völker und Menschen einschließendes Ideal, das die lästigen Fesseln altentümlicher und nationaler Kulturformen abgeworfen hatte, bildete den nationalen Kern des jungen Christentums, der es zur neuen, selbständigen Kulturschöpfung stempelte, und ein neues mythologisches Gewand, vielleicht auch seine feltame Anthropologie, bahnten ihm den Weg zu den Völkern**).

7. Kapitel. Die Reformation.

Wie der Hebräismus die Vorstufe, oder der Ausgang der mittelalterlichen Weltanschauung war, so kann die Reformation als ihr Niedergang und als Vorbereitung der modernen Weltanschauung (beziehungsweise derjenigen, die sich gegenwärtig zur Herrschaft emporringt) bezeichnet werden. Ein gesunder Luftstrom drang durch sie in die Kulturatmosphäre, der einen großen Teil mittelalterlicher Miasmen verschleuderte und erfrischend und erquickend auf das Zeitalter wirkte. Die klerikalen Mißbräuche, welche das Volk auf die herrschenden Verkehrtheiten so zu sagen mit der Nase stießen; die Erfindungen und Entdeckungen, welche die Gefezmäßigkeit der Natur mehr und mehr ahnen ließen und auch, indem sie das Vertrauen auf die Autorität beschränkten und

erschütterten, den zähen Gang am Ueberkommenen lockerten; darunter besonders die Entdeckung der neuen Welt, welche die Wohnung der Menschheit um ein ganzes Stockwerk vergrößerte, und die Buchdruckerkunst, die das Volk von der klerikalen Bevormundung allmählich befreite und den Strom der Literatur auch in die untersten Schichten dringen ließ; das Wiederaufleben der klassischen und hebräischen Literatur, wodurch die Geister wieder mehr mit dem Sinn der Diesseitigkeit, der Welt- und Lebensfreudigkeit imprägniert wurden, und der Wissenschaft überhaupt (welche zwar unter dem Schnee des Mittelalters zu wachsen nicht ganz aufgehört hatte): dies und noch manches andere wirkte zusammen, um eine neue Wendung im Geistesleben der Völker herbeizuführen. Durch die Reformation wurde zwar nicht die Kirchenlehre, aber doch der kirchliche Geist wieder dem Leben, dem Diesseits zugewendet. War die Religion ehemals nur dem Himmel, dem Jenseits zugewendet, so fing man an einzusehen oder doch zu fühlen, daß sie auch für dieses Leben eine mehr als relative Mission habe; daß sie nicht bloß bestimmt sei, den Menschen für die einstige Seligkeit hoffähig zu machen, sondern auch die Glückseligkeit auf Erden durch sittliche Veredlung des individuellen, sozialen und politischen Lebens zu fördern und zu begründen.

Der Abschluß der reformatorischen Bewegung und die Konso- lidierung der Reformation im Protestantismus konnte nicht verhindern, daß das kritische Ferment, welches dieselbe dem Zeitalter eingeimpft hatte, im stillen weiter gährte, den Jenseitigkeitsglauben immer mehr zurückdrängte, ja allmählich das innerste Mark der bisherigen Weltanschauung, den Supranaturalismus selbst, zu zersetzen begann. Dasselbe wurde zwar stark paralysiert durch den immer noch mächtigen Autoritätsglauben, mit dessen Forderung man die sittliche Weltordnung aus den Fugen gehen zu sehen fürchtete. In einzelnen selbständigen und starken Geistern erwachte jedoch die reine Vernunft und machte sie empfänglich für die neue Weltanschauung des absoluten Naturalismus oder Monismus, deren Prophet ebenso verehrungswürdig als Charakter, wie bahnbrechend als Denker war; ich spreche von dem Philosophen B. Spinoza.

8. Kapitel. Der Spinozismus.

Das System Spinozas, oder der Spinozismus, ist die konsequente Negation jeder supranaturalen Existenz; es ist die Offenbarung der reinen Vernunft über die religiösen und philosophischen Probleme. Alle transcendenten Begriffe abweisend gibt der Spinozismus die befriedigende Lösung dieser Probleme auf der Grundlage des absoluten Naturalismus*). Die Grundgedanken dieser Philosophie sind folgende: Die ausgedehnte (räumliche) Substanz (die Materie oder der Stoff) ist das wirklich Existierende, das Reale. Die Existenz nicht ausgedehnter (räumlicher) Wesen ist Illusion. Außer der Substanz gibt es lediglich nichts. Die Ausdehnung ist ein Attribut der Substanz, d. h. die Eigenschaft, eine welche sie nicht gedacht werden kann. Die Kraft (oder die Kräfte) ist gleichfalls ein Attribut der Substanz und an diese gebunden; der Stoff ist der Träger der Kraft. Es gibt keine Substanz ohne Kraft und keine Kraft ohne Substanz. Die Substanz und ihre Kraft ist ewig und unzerstörbar; der Stoff und die von ihm unzertrennlichen Kräfte sind eine Schöpfung und eine Ende. Durch die Verbindung, welche die verschiedenen Teile der Substanz, durch das Wirken der Kräfte, miteinander eingehen, entsteht der Wechsel der Erscheinungen. Diese vorübergehenden Erscheinungsformen der Substanz nennt Spinoza Modi**). Die Substanz mit ihren Kräften ist das ewig wirkende Wesen, welches sich in den zahlreichen Erscheinungsformen offenbart. Die Erscheinungsformen sind vorübergehend, die Substanz und die Kräfte aber, die ihnen zu Grunde liegen, sind ewig.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es hat große Verwirrung hervorgebracht, daß Spinoza's System die Sprache der Theologie redet und überall mit dem Gottesbegriff (der bei ihm gleichbedeutend ist mit Substanz) operiert. Es gab die Veranlassung, in demselben einen unklaren, nebelhaften, ja mystischen Panteismus zu erblicken. Gewisse Publizisten machen es gar zu einem philosophisch zugestuzten Judentum und behaupten, Spinoza sei bei dem jüdischen Maimonides in die Schule gegangen, eine Ansicht, die nur der Kuriosität halber Erwähnung verdient.

**) Daß Spinoza Denken und Ausdehnen als die Attribute der Substanz bezeichnet, hat seinen Grund darin, daß er die cartesianische Philosophie im Auge hat (welche einen Dualismus zwischen beiden aufstellt) und deren Terminologie beibehält.

*) Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele war dem Hebräismus fremd. Noch die Mißnah huldigte ihr nicht und sie negiert daher den Glauben an die einstige Auferstehung des Leibes. (Sanhedrin X, 1.)

**) Es darf nicht vergessen werden, daß das Christentum auch manche Elemente des späteren Griechentums (besonders des Platonismus) in sich aufgenommen hat. Man kann wol sagen, wenn das Judentum die Mutter des Christentums gewesen ist, so war das Griechentum dessen Amme.

Im Dorf der Schmied.

Eine Geschichte aus dem Elsaß von Max Vogler.

(12. Fortsetzung.)

Die beiden Fremden waren gegangen, und sie hatte es, noch immer zum Fenster hinauslehrend, nicht bemerkt. Nur als bald darauf die Tür wieder ging, sah sie rasch herum und war im Begriff, von dem Fenster zurückzutreten. Doch sie konnte plötzlich, nachdem sie einige Schritte getan, nicht weiter; mit großen Augen sah sie einen Moment lang auf den Eingetretenen hin, und dann blickte sie unschlüssig und verlegen zu Boden.

Jakob Barthold war es gewesen, der über die Schwelle geschritten. Er trug seinen hellen, graufarbenen Sontagsanzug und sah gar schmod und sauber darin aus. Wie er, sie bemerkend, rasch den kleinen, runden Hut vom Kopfe riß, glänzte sein dichtes, schwarzes Haar, das krauslodig die breite, schöne Stirn umspielte, — und auch die dunklen Augen darunter glänzten. Er war hastig einige Schritte ins Zimmer hineingetreten, — und da stand sie nun, ihm dicht gegenüber, in ihrem geschmackvollen, hellen Frühjahrskleide, dran jede Falte schön geordnet und glatt geplättet war, weit ausgeschnitten am Hals und oben über der Brust von feiner, weißer Krause geziert, aus der ein Sträußlein blauer Bergfarnblüthen lockte und heiter hervor sah; den einen Fuß hatte sie, den kleinen Schuh halb erkennen lassend, etwas vorgestreckt, wie zu weiterem, raschen Gang, die linke Hand aber schirmte die sah erglühete Wange, und vom Arm hing ein breites, funkelndes Perlenband hernieder. Es war ein herrliches, reizvolles Bild, und auch Jakob Barthold hatte rasch den Fuß angehalten und war, wie geblendet und bezaubert durch ihre Schöne, vor ihr stehen geblieben. Sein Atem wehte sie an. Er war offenbar schnell gegangen und sehr erregt, nicht minder aber auch auf das äußerste überrascht, wie er sie in dieser seltsamen Art vor sich stehen sah.

„Sie haben's gestanden, Jungfer Helen!“, — rief er lebhaft. „Nun dürft ihr nimmer an ihn denken, — an den Fritz Kolin!“, — und er war ihr dabei noch einen Schritt näher getreten und streckte ihr in freudiger Hast seine beiden Hände entgegen.

Er hätte wol noch mehr hinzugefügt; allein sie machte eine rasch abwehrende Bewegung mit der Rechten, die er nicht zu deuten wußte. Er sah sie halb verwundert, halb fragend an und fur unwillkürlich zurück. Hatte er sie doch froh zu überraschen geglaubt, und nun schien es fast, als hätte seine Nachricht, die er am Abend vorher in der Stadt zu erkunden gewußt, völlig entgegengesetzte Wirkung auf sie hervorgebracht.

Zunächst mochte sie kein Wort der Erwiderung finden. Dann bligten ihn ihre Augen unwillig an, und mit Lebhaftigkeit entgegnete sie:

„Was wißt Ihr, ob ich an ihn denk? — Ich hab' nichts gemein gehabt mit Leuten, die man solcher Unthat zeih!“

Hatte er recht gehört? — Sprach sich darin die Wirkung seiner Worte auf sie aus, während er geglaubt hatte, daß sie bis jetzt noch immer heimlich in ihrem Herzen an Fritz Kolin gedacht, daß stille Teilname an dem Gescheh, das ihn getroffen, der Grund ihrer gerade in der letzten Zeit wieder gegen ihn beobachteten Zurückhaltung war? — Sollte es ihm wirklich gar keine Mühe verursachen, alle Gedanken an ihn zu verdrängen, hatte sie ihn denn in der That ausgegeben und vergessen?

Er sah sie jetzt noch viel verwundeter an als vorhin, und wie der Unwille, der in ihren Augen glühte, ihm ihre Worte voll zu bestätigen schien, streckte er abermals die Hände nach ihr aus, als wolle er freudig aufjubelnd die ihre erfassen.

„Ist's möglich, Jungfer Helen?“ — sagte er, ihr leuchtenden Auges wieder näher tretend. „Ihr wollet nimmer an ihn denken, ihr mögt nichts mehr von ihm wissen, und ihr — —“

Man merkte ihr an, daß sie im innersten erbehte, heftig mit sich kämpfte und nur mit Mühe ihre zum Ausbruch drängende Leidenschaftlichkeit an sich hielt. Aber sie vollbrachte es und trat, den Blick von ihm abwendend, zur Seite.

„Wünscht ihr etwas zu trinken?“ fragte sie kurz und scheinbar ruhig, indem sie raschen Schritts an ihm vorüberging. Das hellfarbige, steifgeglättete Kattunkleid knitterte, und die Perlen überm Handgelenk klangen leis gegeneinander. Von draußen kam durch das geöffnete Fenster wieder ein frischer Hauch herein und der Strauß von Frühlingsblumen auf dem großen, runden Tische duftete. Es lag etwas von heiterer, seliger Sonntagsstimmung

über dem ganzen Zimmer, und Jakob Barthold hätte das schöne blühende Mädchen an sich ziehen und an sein Herz drücken mögen vor Freude und Entzücken.

Aber nun stand er ob ihrer letzten Worte wieder verblüfft und wie versteinert, und es vergingen einige Sekunden, bis er, sich leidenschaftlich nach ihr umwendend, sagen konnte:

„Was drängt euch, Jungfer Helen?“ — „Bleibet, ich bitt' euch, bleibt!“ klang es so warmherzig und zärtlich, wie an jenem Nachmittage, da sie zum erstenmal länger mit einander gesprochen und da er sie mit denselben Worten angefleht, und auch seine Augen glühten und glänzten wie damals.

Aber seine Bitte schien nicht die gleiche Wirkung auf sie zu üben, wie zu jener Stunde; sie war weiter gegangen und stand, mit den Augen noch einmal kurz zurückfragend, auf der Schwelle, über die man in das Nebenzimmer hinübergelange. Da er sich sagen mußte, daß sie Ernst machen und ihn, one sich weiter um ihn zu kümmern, stehen lassen würde, befestigte er sich ein Glas von des Traubenvirts eigenem Gewächs. Und rasch war sie zur Stube hinaus.

Sie vermochte draußen kaum das Glas vollzuschenken, denn es zitterten ihr die Hände und ihre Schläfen brannten. Nicht sowohl die für sie allerdings überraschende Nachricht, die er ihr — und sie vernahm sie zum erstenmal — gebracht, war es gewesen, die sie plötzlich so heftig erregt, als vielmehr die daran geknüpften Worte, in denen er ausgesprochen, daß sie nun das Andenken Fritz Kolins ganz und gar aus sich verbannen müsse. Er hatte das freilich nicht auch nur im entferntesten ahnen können, — und noch viel weniger, daß seine darauffolgende Frage, in der er seinem freudigen Erstaunen Ausdruck verlieh, sie noch mehr verletzen mußte. Es war ihr in der That dabei wie ein zweiter Stich durch's Herz gegangen. Sprachten doch seine Worte dieselbe Erinnerung an ihren dereinstigen Verkehr mit Fritz Kolin aus, die sie in der letzten Zeit mit aller Anstrengung immer und immer wieder von sich abzuwälzen gesucht hatte, lag doch darin die gleiche Ueberzeugung, die sie auch jedem andern, der ihr in den Weg kam, von den Lippen zu lesen meinte, — die Ueberzeugung, daß sie jetzt noch still bei sich selbst an Fritz Kolins Gedächtnis festhalte, daß sie ihn heimlich betraure; — ja, sie hatte in dieser Hinsicht seine Worte ganz recht gedeutet — und diese Warnehmung mußte für sie um so verletzender, sie tief verstimmend wirken gerade in diesen Augenblicken, wo er ihr sagte, daß jener eigenem Geständnis nach ein Mörder war. Nein, sie wollte mit Fritz Kolin keine Gemeinschaft gehabt haben, und wenn sie der Meister jetzt wieder merken ließ, daß es doch geschehen, daß er gar an eine Fortsetzung derselben glaubte, so wies sie in aufwallendem Zorn einen solchen Verdacht zurück und zeigte ihm ihrerseits, wie völlig unberechtigt er war.

Sie kam, noch immer glühende Röte auf Stirn und Wangen zurück und brachte Jakob Barthold, der sich inzwischen an den Tisch gesetzt hatte, sein Glas. Als sie es vor ihn hinstellte, die Augen abgewandt, fast trotzig zur Seite blickend, sagte er schüchtern ihre langsam von der Platte des Tisches herabgleitende Hand und hob sein Gesicht zu ihr empor. Auch dieses Gesicht glühte und es zuckte wiederum darin wie heimlich verhaltener Schmerz.

„Nicht war, Jungfer Helen! ihr schaut mich nimmer scheel an, ihr könnt keinen Haß mehr gegen mich haben, — ihr seid mir nimmer böse?“ Er fragte es mit tiefbewegtem Herzen, weich und stöhnend, und seine dunklen Augen hatten wieder ihren eigentümlichen, funkelnden Glanz. Er war dabei halb aufgestanden und sah sie mit bittenden, flehenden Blicken an.

Und eines Augenblickes Länge strahlten und leuchteten auch ihre Augen zu ihm nieder und sie duldete, während ihr seine Worte das Herz wieder wunderbar, süß und schmerzvoll zugleich, anschauern ließen, daß er sekundenlang ihre Rechte umschloffen hielt. Dann aber entzog sie ihm dieselbe rasch und verließ hastigen Schrittes das Zimmer.

Jakob Barthold hatte von ihr eine Antwort erwartet, — nun sah er ihr wieder mit verwunderten Blicken nach. Er wußte nicht, was sie bewegte und verstand ihr Benehmen nicht zu deuten. Nur das fühlte er, daß es ihn mitten in seinem heißen Liebes-

verlangen wieder wie ein jäher, wilber Schmerz durchzuckte, — Schmerz darüber, daß sie ihm immer wieder enteilt und ihm nichts, gar nichts zu sagen wußte. Und er hatte doch gehofft, daß es jetzt geschehen müßte! . . . Er war so freudig gestimmt am frühen Vormittag herübergekommen und hatte kaum erwarten können, daß er's ihr sagte, was sein Herz wieder munterer schlugen und ihn aufatmen ließ, als war er plötzlich von einer schweren Last befreit. Denn nun, nachdem die beiden Kolin ein offenes Geständnis ihrer blutigen Tat abgelegt, nun konnte ihn niemand mehr mit heimlichem Mißtrauen ansehen, — so meinte er bei sich selbst — durften selbst seine ärgsten Feinde sich nicht mehr in beleidigendem Geflüster über ihn ergehen, — jetzt würde auch Helene freudig und unbefangen zu ihm aufschauen und ihn barmherzig wegen der Schmach, die ihn unschuldig getroffen, alles vergeffen, was sie seither so übel gegen ihn gestimmt, von nun an — hatte er weiter gehofft — könnte sie nicht mehr blind gegen seine tiefe Reigung sein, müßte fühlen, was aus seinen innigen warmen Worten zu ihr sprach, kurz, nun müßte sich alles, alles wenden! . . .

Und er schien sich doch getäuscht zu haben. Zwar war es ihm, als habe in dem kurzen, leuchtenden Blick, mit dem sie vorhin, als ihre Hand in der seinen lag, zu ihm niedergesehen, eine leise, zärtliche Erwiderung gelegen; aber es peinigte ihn, wie er nun wieder allein im Zimmer saß, fort und fort, daß er ihn nicht klar zu enträtseln wußte, und daß sie ihm so gar keine Erklärung über ihr ganzes seltsames Benehmen gegeben. Er beachtete kaum, daß ein gefülltes Glas vor ihm stand, sondern erwartete, das Antlitz unverwandt nach der Tür gerichtet, durch die sie verschwunden, hochklopfenden Herzens ihre Wiberkehr.

Aber der Zeiger an der großen hölzernen Wanduhr rückte weiter und weiter, wol eine Viertelfunde verging, und sie war noch nicht wieder hereingekommen. Endlich sah er sich ein Herz, stand auf und ging nach jener Tür, um sie nach leisem Anklopfen behutsam zu öffnen und nach ihr hinauszuspähen. Doch sie war nicht in dem anstößenden Gemach und er zog, trüb seine Stirn runzelnd, die Tür wieder sacht zurück. Dann harrete er immer noch einige Minuten und ging unruhig im Zimmer auf und ab, — als sie auch dann noch nicht erschien, war es ihm klar, daß sie sich ihm zu entziehen gewünscht hatte und jetzt nicht weiter mit ihm zu sprechen wünschte. Er empfand es mit

einem Gefühl tiefer Unzufriedenheit und Bitterkeit, legte das Glas für das ihm verabreichte Glas Wein auf den Tisch und ging, ohne das letztere auch nur einmal an die Lippen geführt zu haben, hinaus.

Draußen bog er um das Haus herum und lenkte den Schritt auf den Weg, der in die tiefer gelegene Talmulde hinabführt. Nach wenigen Augenblicken inbessan verließ er den letzteren schon und betrat einen seitab gradaus in den nahen Buchenwald auslaufenden schmalen Wiesenpfad. In demselben Moment, wo er seinen Schritten diese Richtung zu geben im Begriff war, kam Nanette, heiter und munter wie immer, im sauberen Sonntagsgewand die Straße von unten herauf. Sie trällerte ein lustig Liedlein und sah dem jungen Meister, als sie dicht neben ihm war, schalkhaft in's Gesicht und bot ihm fröhlichen Gruß. Sie hätte vielleicht gar nicht übel Lust gehabt, ihn gerade jetzt anzuhalten und ihn zu fragen, ob er sich noch erinnere, wie er ihr vor Jahren im Herbst die Goldäpfel von den Bäumen im Schmiedgarten geschüttelt, — aber er schritt gesenkten Hauptes und so ernst, sein Gesicht schien ihr bleich und es war ein so schneller, seltsamer Blick, mit dem er bei ihrem Gruß, ohne diesen zu erwidern, zu ihr aufsah, daß sie es dormalen lieber bleiben ließ und nun noch einmal verwundert zu ihm zurückschaute, um dann so schnell als möglich, plötzlich ihre munteren Töne abbrechend, dem Hause ihres Vaters zuzulaufen.

Hier war sie nun wieder erstaunt, das Schenkzimmer völlig leer zu finden und die Schwester, von der sie vor nicht viel länger als einer Stunde hinweggegangen, auch in der Nebenküche nicht anzutreffen. Sie rief den Namen Helenens laut durch's ganze Haus — doch niemand antwortete ihr. Dann ging sie eilig in den großen Obstgarten hinunter, bis an den Bach, der drunten vorbeischießt: — da saß Helene auf der steinernen Bank unter dem rotblühenden, betäubend duftenden Fliederbusch, die Ellenbogen auf den Schoß gestützt und das Haupt tief in beide Hände versenkt. Nanette war von einer plötzlich in ihr aufgestiegenen Ahnung getrieben worden — nun sah sie — so sagte sie sich wenigstens — dieselbe erfüllt. Sie streckte beide Arme über die Schultern der Schwester, umschlang mit dem einen ihren entblößten Hals und bog mit dem andern ihren Kopf herum.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich v. Kleist. (Fortf. statt Schluß.) Kleist wollte sich in Berlin durch Studien für den Staatsdienst vorbereiten, wenigstens konnte er mit dieser scheinbaren Absicht seine Anverwandten, die seinen männlichen Sproß ihrer Familie anders als in der Soldatenuniform zu denken imstande waren, über seinen Austritt aus der Armee beruhigen. Allein das Bewußtsein seines dichterischen Berufes bildete sich hier immer mehr aus, der Drang nach Unabhängigkeit wurde immer stärker in ihm, so daß er auch nicht die Probe Lust veriperte, sich durch eine amtliche Stellung in die alte Abhängigkeit zurück zu versetzen. So äußerte er sich denn auch in der rückichtslosten Weise über die höchsten Herrschaften in einem Briefe an seine Schwester Ulrike. Er erzählt, daß bei seinen Besuchen in Potsdam die Prinzen sich gegen ihn sehr freundlich erwiesen, der König dagegen nicht. Er meinte aber: „Wenn der König meiner nicht bedarf, so bedarf ich seiner noch weit weniger. Denn mir möchte es nicht schwer werden, einen neuen König zu finden, ihm aber, sich andere Untertanen aufzusuchen.“ „Am Hofe teilt man die Menschen ein wie ehemals die Chemiker die Metalle, nämlich in solche, die sich dehnen und strecken lassen und in solche, die dies nicht tun. — Die ersten werden dann fleißig mit dem Hammer der Willkür geklopft, die andern aber wie die Halbmetalle verworfen.“ Und über die Industrie: „Uebrigens ist das ganze preussische Kommerzsystem sehr militärisch und ich zweifle, daß es an mir einen eifrigen Unterstützer finden werde. Die Industrie ist eine Dame, und man hätte sie fein und höflich, aber herzlich einladen sollen, das arme Land mit ihrem Eintritt zu beglücken. Aber da will man sie mit den Haren herbeiziehen; ist es ein Wunder, wenn sie schmollt? Künste lassen sich nicht wie die militärischen Handgriffe erzwingen.“ Kein Wunder, wenn ihm das alles sehr prosaisch vorkam und er, um seinem inneren Drange, seiner Reigung zu leben, was er vor seinen Familienangehörigen und dem größten Teil seiner Standesgenossen nicht offen tun konnte, diese Gesellschaft floh, um sich auf der Reise zu zerstreuen, seinen Geist und Gemüt zu beleben und zu erfrischen und in der Fremde seinem ihm von der Natur vorgezeichneten Berufe Genüge zu tun. Es trieb ihn fort und wie wir sehen nach Paris.

Seine Reise ging über Dresden, Leipzig, Halle, Halberstadt, Bernigrode, Goslar, Göttingen, Kassel, Frankfurt a. M., Nidderheim, Mainz, Koblenz, Mannheim, Heidelberg, Durlach, Straßburg, und fast

in jeder Stadt war er an hervorragende Männer empfangen oder suchte bedeutende Vertreter der Wissenschaft. Am besten scheint es ihm in Dresden gefallen zu haben, wenigstens ist er in seinen Briefen voll des Lobes über die herrliche Lage dieser Elbstadt, deren Kunstschätze und auch die vortrefflichen Menschen, mit denen er dort verkehrte. Nach diesen Schilderungen ist dann besonders die hervorhebenswert über seine Rheinfahrt, auf welcher er einen sehr großen Sturm erlebte, so daß er und seine Reisegefährten in ernstester Lebensgefahr schwebten. Den ihm so nötigen Frieden der Seele fand er auf dieser Reise auch nicht — nur Zerstreuung brachten ihm die in großer Mannigfaltigkeit abwechselnden Bilder, welche an ihm vorüberzogen.

Diese Stimmung beherrschte ihn auch in Paris, wo er im Juli 1801 ankam, und es ist interessant, die wenigen Briefe zu lesen, die er von dort aus schrieb. Am erbittertesten spricht er sich darin jedoch über die Jaresfeier der Erstürmung der Bastille aus, welche er den 14. Juli mit erlebte. Außer Alexander v. Humboldt lernte er in der Seinestadt noch verschiedene namhafte Gelehrte kennen, er besuchte auch einige Vorlesungen, aber zu ernsthafter Arbeit ließ ihn seine Stimmung, die sich in dem Treiben der volkreichen Stadt noch verschlimmerte, nicht kommen. Schließlich faßte er den Entschluß, den Menschen zu entfliehen, in die einfache Natur, nach der Schweiz zu gehen und sich dort ein Grundstück zu kaufen, welches er als Landwirt bebauen und bewohnen wollte. In dem Briefe, welcher seiner Braut diesen Entschluß wie seine innere Unruhe und seine geradzunuerträgliche Gemütsverfassung mitteilt, bittet er diese, auch ihm in das freiwillige Exil zu folgen.

Es läßt sich heute nicht mehr nachweisen, von welcher heilsamen Einfluß es für das Gemüt des unglücklichen Dichters gewesen wäre, wenn die Braut diesem Rufe gefolgt und ihm in der freien und gesunden Natur durch eine liebevolle Behandlung und den gewiß in diesem Falle sehr nützlichen Einfluß des Weibes mit zu dem Frieden der Seele verholfen hätte. Aber das Ausinnen war — und wäre wol auch unter ähnlichen Verhältnissen heute noch — ein so ungewöhntes fremdartiges, daß man es für überspannt hielt, und zudem kante sie wol auch sein Wesen viel zu wenig, um sein Denken und Fühlen wie sein Leiden und vollends einen solchen Schritt seinerseits nach Gebühr zu würdigen; sie lehnte daher ab und damit war auch das Verhältnis zu Ende.

Ulrike, die Schwester, sträubte sich gleichfalls dagegen und glaubte,

wie dies sich später noch zeigt, daß die Poeterei an solchen Entschlüssen schuld, und wollte ihn — so wenig kante auch die einzige Vertrauensperson der Familie ihn! — davon kurieren. Aber diesmal ließ er sich nicht abhalten, schon im November verließ er mit der Schwester Paris, die dort und auch schon auf der Hinfahrt in Mannsleibern aufgetreten war, begleitete dieselbe nach Frankfurt a. M., von wo aus Ulrike nach der Heimat, Kleist aber nach der Schweiz reiste, wo er im Dezember (in Basel) eintraf.

Bischoffe, den er in Basel zu treffen gehofft hatte, war nach Bern gegangen und so reiste auch Kleist nach dort und wurde von ersterem herzlichst empfangen. Sein heimliches inneres Leiden, der schwermütige Zug zogen Bischoffe an und waren Ursache, daß er ihm mit der liebevollsten Sympathie begegnete, ihn in seinem Vorhaben förderte und ihm zu lehrreichen Besprechungen verhalf. Zudem wollte sich auch sein neuer Freund ankaufen und so betrieben sie denn diese ihre Projekte gemeinschaftlich, die denn auch in dem Kauf eines Gutes am thuner See ihren Abschluß finden sollten, welches fast gereifte Projekt sich schließlich wegen der kriegerischen Verhältnisse Europas zerbrach. Was aber ganz besonderen Einfluß auf ihn übte, das war die Bekanntschaft mit Ludwig Wieland, dem Sohn des Dichters, und mit dem Buchhändler Gehrner in Bern: eine Gesellschaft, die ganz besonders geeignet war, seine poetischen Neigungen zu fördern. Hier mag er, in diesem kleinen Kreise, schon einen ersten Entwurf seiner „Familie Schaffhausen“ vor-gelassen haben, denn Wieland schrieb seinem Vater von dem großen dramatischen Genie, das er in Kleist entdeckt habe, trotzdem die lustigen Freunde, als er ihnen diesen Entwurf vorlas, beim letzten Akt über dieses Schauergemälde in ein stürmisches Gelächter ausbrachen und in das auch Kleist wol oder übel einstimmen mußte. Auf Wielands Wunsch arbeitete er das Stück auch um und verlegte die Handlung von Spanien nach der Schweiz.

In jene Zeit fällt auch die Anregung zu seinem allbekannten Lustspiel „Der zerbrochene Krug“. In Bischoffes Zimmer hing nämlich ein französischer Kupferstich, der diese Unterschrift trug und in dessen Figuren sie ein trauriges Liebespaar, eine leisende Mutter mit einem Waisensknaben und einen großmütigen Richter erkennen wollten. Kurz, dieses Bild brachte die Freunde auf den Einfall, den Stoff zu bearbeiten und zwar jeder in anderer Weise. Wieland sollte eine Satyre, Bischoffe eine Erzählung und Kleist ein Lustspiel darüber schreiben. Kleist trug mit seinem genannten Stück bei dieser Konkurrenz den Sieg davon. Noch zu einem anderen Werk, zu dem Trauerspiel „Leopold v. Oesterreich“, wurde er in der Schweiz angeregt und fand den Stoff dazu in der schweizer Geschichte. Auch hatte er von diesem Stück schon einen Akt vollendet der sich, wie von einem persönlichen Freunde des Dichters versichert wird, durch gewaltige Wirkung ausgezeichnet haben soll, doch ist kein Werk mit vielem anderen in einer unglücklichen Stunde von ihm vernichtet worden.

Vom April dieses Jahres ab wohnte er ganz allein auf einer Insel in der Aare, am Ausfluß des Thunersees, eingeschlossen von den Alpen. Auf der Insel wohnte außer ihm nur eine Fischerfamilie, die ihm eine ihrer beiden Töchter zur Führung der Wirtschaft abgetreten hatte, und scheint er mit dem schönen schweizer „Mädel“ ein kleines Liebesverhältnis gehabt zu haben, das aber nach der Mitteilung Bülow's damit sein Ende erreichte, daß sein „Mädel“ einem Offizier schließlich den Vorzug gab. — Hier in dieser idyllischen Gegend und bei seiner jetzt ebenso idyllischen Lebensweise mag er denn auch zum erstenmale das Glück gefunden haben, das ihm so oft gescheit und nach dem er sich so oft gesehnt. Und so fehlte es ihm denn auch nicht an Schaffenslust und außer den bereits genannten Gedichten arbeitete er auch am Ideal seines Lebens, dem „Robert Guisard“.

(Schluß folgt.)

Ein Nachtbild aus der Gesellschaft. (Zufl. S. 161 u. 62.)

Ein eiskalter Abend ist dem mehrtägigen Schneefall gefolgt. Die Sterne blitzen am dunkeln Firmament und der Mond scheint bleich und mitteilsvoll das geschäftige Treiben der Menschen, die durch die Straßen der Residenz eilen, dieser noch in den, der andere in jenen vom strahlenden Lichtschein erhellen Läden gehend, um einige Einkäufe zu besorgen, während viele mit Padeln unter dem Arm sich eifertig nach Hause begeben, um in ihr warmes Heim zu ihren lieben Angehörigen zu kommen und mit diesen den Abend in ungestörter Freude zu verbringen. Man merkt es den geschäftig dahingehenden Fußgängern wie den vorüberfahrenden Karossen an, daß es sich für erstere wie für die Insassen der letzteren heute Abend um wichtiges handelt, denn Freude ist auf allen Mienen zu lesen. Und schon dringt uns aus einzelnen Fenstern heller Kerzenschein entgegen und in dem Grade wie sich diese Erscheinung wiederholt, nimm das Menschengewoge in den sonst so belebten Straßen ab — alles strebt heute dem heimatischen Herde zu. Bald sehe ich mich daher vereinsamt und so sehr mich's auch hinzieht zu der reinen unverfälschten Freude, so lebendig auch die süßen Jugenderinnerungen in mir wach werden und mir die hunderte von fröhlichen Vorgängen hinter den erleuchteten Fenstern lebendig vor die Seele führen, heute muß ich in Ermangelung dieses eigenen trauten Kreises — als „alter Junggeselle“ auf diesen reinen Genuß verzichten und wende meine Schritte deshalb gegen eines der belebtesten Restaurationslokale. Lebendig ist's auch heute hier, aber ich weiß nicht, mir kommt dieses Leben recht

nüchtern und schal vor. Und so kummere ich mich bald nicht mehr um das geschäftige und prosaische Treiben, um das ausgelassene Fröhlichkeit um mich her und lasse in Gedanken angenehme Bilder aus der Vergangenheit an meinem Geiste vorüberziehen, träume mich noch einmal zurück in die Tage der Kindheit — und da ist es immer eine und dieselbe Melodie, ein und derselbe Gesang, dessen Klänge aus der Vergangenheit herüberklingen und mich ganz erfüllen: Friede auf Erden und den Menschen ein Wolgefallen. Und Glockengeläute ertönt vom Turm der ehrwürdigen Katedrale und dazwischen höre ich wirklich jenen Gesang, der einst der Welt den Frieden verkündet haben soll — und fort zieht's mich von hier — so will ich denn lieber allein sein, wenn mir die Gesellschaft fehlt, die mir heute die liebste wäre. Eine mich um die Zeit und die Gegend zu kümmern, bin ich träumend dahin gegangen und habe nicht bemerkt, daß die Lichter erloschen, daß das Licht des Tages bereits seinen Kampf gegen die Nacht erfolgreich gekämpft, und ich an den letzten Häusern der Vorstadt angekommen bin. Da scheucht mich mit einemmale ein lautes Knistern des hartgefrornen Schnees aus meinen Gedanken, hier und da höre ich einen kräftigen Soldatenstich und entgegen kommt mir ein Zug von Menschen, der, wäre ich nicht schon an die traurige Wirklichkeit erinnert worden, mehr als alles andere ins Auge gefallen wäre, dies zu tun. Eine ganze Anzahl männlicher und weiblicher Glieder, jener unter dem Namen Mensch bekannten Gattung angehörend, teils für die herrschende Kälte etwas sehr sommerklich gekleidet, teils in Lumpen gehüllt, begleitet von den Hühnern des Gelezes zu Fuß und zu Pferd naht sich mir und war eben im Begriff, von seinen Beschützern nach jenem Institut abgeführt zu werden, das bis jetzt unter der ganz besondern Fürsorge und Pflege der menschlichen Gesellschaft gestanden hat. Arme, Verlassene waren es, die one Heim, one alle und jede Selbständigkeit im Kampf um's Dasein den Stärkeren unterlegen waren. Jetzt betrachtet und behandelt als die Paria ihres Geschlechts und nur dem einen Gedanken lebend, wie sie ihr elendes Dasein am bequemsten erhalten und zugleich die von ihren Mitmenschen an ihnen verübten Sünden mit Zins und Zinseszinsen zurückzahlen können. Und wie sie nun vor Frost geschüttelt an mir vorüberziehen — da schüttelt auch mich, aber nicht vor Frost — sondern vor Entsetzen vor der nackten Wirklichkeit — das Herz zieht sich krampfhaft zusammen, wenn es bei diesem Anblick aus weiter Entfernung noch das „Friede auf Erden und den Menschen ein Wolgefallen“ aber nur als Sphärengefang vernimmt. — Wann wird uns die frohe Botschaft überall entgegenklingen?? — — — nrt.

Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

Ein Küchenzettel Wallensteins. Der wegen seiner Kriegsführung mit viel Grund gefürchtete Herzog von Friedland war selbst ein sehr reicher Herr, dessen Grundbesitzungen von riesigen Dimensionen waren. Wie es aber immer im Kriege Brauch ist, daß der Sieger auf Kosten des Besiegten lebt und diesen ausplündert, so war es erst recht in jener Zeit der schrecklichsten Menschenmorderei und brutaler Verwüstung der Erzeugnisse menschlicher Arbeit, so gemeinhin „dreißigjähriger Krieg“ genannt wird. Es fiel den Heerführern, und selbst den reichsten, garnicht ein, ihren Aufwand aus der eigenen Tasche zu bezahlen. Sie namen's halt wo sie's fanden und womöglich recht viel, um Mit- und Nachwelt zu beweisen, daß der Krieg für manche Leute gar keine so unangenehme Sache ist. Diesen Umstand finden wir nun recht treffend illustriert an dem folgenden Küchenzettel, der für Wallensteins Bedürfnis aufgestellt wurde. Das interessante Altenstück lautet wörtlich:

Provisions-Zettel auf J. J. Durchl. Küchen (einen Tag).

NB. Es werden 3. Fürstl. Durchl. ungefähr mit 1500 Pferden und 800 Personen ankommen.

2 gute Ochsen, 20 Hammel, 10 Heuer, 4 Kälber, 1 gutes Schwein, 2 Seiten Speck, 1 Tonne Butter, 1/4 Tonne ungesalzene Butter, 1/4 Salz, 40 junge Hühner, 15 alte Hühner, 4 italienische Hühner, 12 Gänse, 6 Schod frische Eier, 70 Maß Milch, 600 Laiblen Weißbrot, 400 Laiblen Roggenbrot, 2 Scheffel Weizenmehl, 8 Tonnen gutes Bier, 2 Tonnen Rheinwein für die fürstl. Tafel, 4 Eimer Frankenwein, 2 Eimer Weinessig, 1 Eimer Biereßig, 1 Pfund Saffran, gestoßen, 2 Pfund Pfeffer, gestoßen, 2 Pfund Ingwer, gestoßen, 1 Pfund Nägelein, gestoßen, 1 Pfund Zimmt, gestoßen, 1 Pfund ganzen Zimmt zum Wasserfieden, 1 Pfund Muscatblut, 1/4 Pfund Muscatnüsse, 20 Pfund Reis, 10 Pfund Mandeln, 3 Pfund Spinellen, 3 Pfund Mandeln in der Schale, 5 Pfund B inderlein, 5 Pfund große Kofinen, 6 Pfund Braunnellen zu Torten 5 Pfund Citronat, 6 Pfund Oliven, 4 Pfund Capern, 10 Pfund Baumöl 20 Pfund weißen Zucker, 20 Pfund Rüchenszucker, 6 Pfund weiße Wachsfichter, 10 Pfund gelbe Wachsfichter, 20 Pfund Inschultlichter, 10 Pfund Seife, 2 Pfund Sterke, 4 Pfund blaue Sterke, 30 Stück frische Citronen, 20 Stück gefalzene Lemomen, 20 Pomeranzen, 20 Tafel Pfefferkuchen, 5. Duzet Nürnberger Lebzelter.

Confect: 2 Pfund überzogene Mandeln, 2 Pfund Nägelein, 2 Pfund Citronen, 2 Pfund Pomeranzen, 2 Pfund Kammel, 2 Pfund überzogenen Ingwer, 2 Pfund Coriander, 2 Pfund Zimmt, 2 Pfund Pistizen, 2 Pfund Eis u. i. w.

An Gartengewächse: 1 Viertel Erbsen, 1 Viertel Zwiebeln, 1 Viertel weiße Rüben, 1 Viertel gelbe Rüben, Petersilien, allerlei

Sallat, Kirichen, Erdbeeren, roth und schwarze Kirschkotten, Erbse-
schotten und sonstiges allerlei Obst.

Sonsten noch mehr: 2 Wagen Kohlen, Holz nach Nothdurft
Töpfe soviel von Nothen."

Wenn wir nun diesem auch noch hinzufügen, daß Wallenstein sich
z. B. 16 Kammerherrn und 60 Edelknaben hielt, so wird das Quantum,
welches an „einem Tag“ vertilgt wurde, immer noch groß genug er-
scheinen und mag uns dieses ein Beispiel ein Bild von der Verwüstung
geben, welche die wallensteinische Soldateska anrichtete. Daß Deutschland
so ausgefogen wurde, daß es heute noch vielfach an den Folgen leidet
ist demnach nur zu erklärlich. Wirth, dessen „Geschichte der Deutschen“
wir dieses Astenstück entnemen, teilt aber auch auf den nächsten Seiten
mit, daß Johann Kepler die 11 817 Gulden, welche ihm die kaiserliche
Kasse zu Wien an restirendem Gehalt schuldete, weder vom Kaiser, noch
vom Reich, noch von Wallenstein, an den er gewiesen wurde, erhielt.
Er mußte langsam verhungern und hinterließ bei seinem Tode an
barem Gelde 33 Gulden und einen elenden Gaul, aus dessen Verkauf
11 Gulden gelöst wurden. Diese Thatfache und der fette Küchensettel
Wallensteins nebeneinandergestellt, sind wie nichts anderes geeignet uns
— die „hohe Kulturbedeutung“ des Krieges plausibel zu machen. —
nrt.

**Genügt die Religion einem allen Menschen ursprünglich
innewohnenden Bedürfnisse?** Das ist eine Frage, welche von allen
Frommen unbedingt bejaht und in dieser Bejahung gewissermaßen
als Dogma verfolgt wird. Nur eine Art Sündenfall, verschuldet durch
die abscheuliche Zivilisation, soll die Verdunklung dieses Bedürfnisses
in vielen unserer modernen Menschenleben auf dem Gewissen haben.
Unglücklicher Weise gibt es aber ganze Völker, die einem sogenannten
Naturzustande noch ganz außerordentlich viel näher stehen, als der kul-
turverdorrene Europäer, und bei denen dennoch weder das religiöse
Bedürfnis ursprünglich vorzufinden noch auch mit größter Nähe künst-
lich zu erwecken ist. Zu diesen Völkern gehören die Abhasen, auch
Abasen genant, der eine etwa 125 000 Köpfe starke Hauptstamm der
Tschetken auf der Südküste des Kaukasus. Mit Sicherheit herauszu-
bekommen, an was die Abhasen eigentlich glauben, ist bis heute noch
nicht möglich gewesen. Sie haben zwar vor alters sich äußerlich zum
Christentum, später zur Religion Muhameds bekant und noch heute
nennen sie sich zum Teil Christen, zum Teil Muhamedaner, kommen
auch allen Bekehrungsbestrebungen in bereitwilligster Weise entgegen,
aber selbst die eifrigsten christlichen Missionäre dürfen sich deswegen
nicht mit der Hoffnung schmeicheln, bei ihnen für den Himmel viel
prostituit zu haben oder überhaupt profitiren zu können. Jeder Abhase
tritt mit Vergnügen durch die Taufe in den Bund des Christentums,
wenn er nur eine Kleinigkeit, einen Silberkubel, ein Kreuz oder der-
gleichen dabei heranschlägt; wenn es nicht anders ist, tut er es auch
ohne reellen Verdienst der Regierung oder dem Missionar zu Gesallen.
Hauptfache ist ihm, daß er recht oft von einer Religion zur andern
übergehen kann, damit schlägt er doch immer etwas heraus und wenn
er sich eben nur auf kurze Zeit einen neuen Freund erwirbt. Die Ab-
hasen sind also sehr umgängliche und für alle Religionen zugängliche
Leute, daß sie aber nur die Spur eines tieferinnerlichen Bedürfnisses für
irgend eine Religion verraten, wird gewiß selbst ein Religionsfanatiker
nicht behaupten.

xz.

Der Judeusim im Mittelalter zeigt die raffiniertesten Sonder-
barkeiten, sowohl in seinen Worten als in den Ceremonien, unter denen
er geleistet werden mußte. Der rohen und unverständigen Rechtspflege
jener Zeit kam es darauf an, die vermeintlich ehr- und gewissenlosen
Juden vom Meineide zurückzuführen und nicht minder die Verhafteten
zu demüthigen. In den Gesetzen Karls des Großen findet sich die Weisung:
„streue Sauerampfer zweimal vom Kopf aus im Umkreis seiner Füße;
wenn er schwört, soll er da stehen und in seiner Hand die fünf Bücher
Moses halten gemäß seinem Gesez; und wenn man sie nicht in hebräischer
Sprache haben kann, so soll er sie lateinisch haben.“ Eine Vorschrift
aus dem 11. Jahrhundert lautet: „ein Dornenkrantz soll ihm auf seinen
Hals gesetzt, seine Kniee umgürtet werden und ein Dornenzweig von
fünf Ellen Länge, voll Stacheln, soll ihm, bis er den Eid vollendet hat,
zwischen den Hüften durchgezogen werden. Wenn er heil davon komt,
hat er sich von der Anschulldigung gereinigt.“ Bei dieser Prozedur
„heil davon zu kommen“ war natürlich unmöglich, daher war der Jude,
wachte er nun eines kleinen Diebstahls oder der Brunnenvergiftung
und Postenshändlung angeklagt sein, regelmäßig auch wirklich schuldig.
Andere Formalitäten trugen mehr den Charakter des Demüthigenden.

Inhalt. Im Kampf wider alle. Roman von Ferd. Stiller. (Forti.) — Die deutschen Frauen im Zeitalter der Minnepoesie.
Von Manfred Wittich. — Die Religion der Vergangenheit und der Zukunft. Von Dr. A. Israel. (Forti.) — Im Dorf der Schmied.
Eine Geschichte aus dem Elsaß von Dr. Max Vogler. (Forti.) — Heinrich von Kleist. (Forti.) — Ein Nachtbild aus der Gesellschaft.
(Mit Illustration.) — Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur: Ein Küchensettel Wallensteins. — Genügt die Religion einem allen Menschen ur-
sprünglich innewohnenden Bedürfnisse? — Der Judeusim im Mittelalter. — Martin Luthers Ansicht über die Ehe, insbesondere auch die —
Civilehe. — Feuerbeständige Urkunden. — Sprechsal für jedermann. — „Ein Haus in Bewegung.“ — Redaktionskorrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinsteige 23.) — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart.

Druck und Verlag von Franz Goldhausen in Stuttgart.

Der schwörende Jude mußte entweder auf der Haut eines Schweines,
des durch Mose verpönten Tieres, stehen und seine Hand bis zum Ge-
lent in die fünf Bücher Moses stecken, oder er mußte auf den nackten
Rörper einen grauen Rock und graue Hosen ziehen, einen spitzigen Hut
aufsetzen und auf eine in Lambhut getauchte Haut treten. In Schlesien
stellte man den eidlestenden Juden auf einen Stuhl, damit er be-
ständig Furcht vor dem Umschlagen hegen sollte. Ziel er wirklich, so
mußte er eine Buße geben, fiel er viermal hinunter, so hatte er seinen
Prozeß verloren.

xz.

**Martin Luthers Ansicht über die Ehe, insbesondere auch
die — Civilehe.** Es ist ein hoher Stand, wenn er wolgerät, sagt
Luther in seinen berühmten „Tischreden“, da er aber nicht gerät, so soll
einer lieber tot sein, denn einen sichtlichen Teufel an der Seite haben.
Daraus ist das ein selbiger Mann, der eine gute Ehe hat, wiewol es
eine seltsame Gabe ist. — Das ist ein gemarterter Mann, des Weib
und Magd nichts weiß in der Küche. Es ist prima calamitas ex qua
multa mala sequuntur (das Grundübel, aus dem viel Unheil herquo-
geht). — Die Ehe ist ein weltlich Ding mit allen ihren Um-
ständen, gehet die Kirch' nichts an, denn soviel es die Gewissen
belanget. Wir sind Hirten über die Gewissen, nicht über Leib und
Gut. — Die Liebe ist die Substantia und das Wesen, der Grund,
woran die Ehe stehet. — Kinder sind das lieblichste Pfand in der Ehe,
die binden und erhalten das Band der Liebe; es ist die beste Woll' am
Schaf. — Der Ehestand ist Gottes Ordnung und Kreatur, der Satan
ist dem Stande feind. — Es gehet in der Ehe nicht allezeit schnurgleich
zu; es ist ein zufällig Ding, des muß man sich ergeben. — Die Weiber
sind wol Berebt und können die Rhetorik wol, welche doch die Männer
mit großem Fleiß lernen und überkommen müssen. — Die Ehen sind
gemeinlich färlisch unglücklich, da einer eine oder einer eine mit Kindern
nimmt. Ja wenn Vater oder Mutter fromm (Luther will hier damit
sagen: brav, edel) sind, so muß es sich leiden. Aber novem ubi sunt?
Wo findet man's?

xz.

Feuerbeständige Urkunden will L. Groeben, Berlin herstellen
dadurch, daß er 95 Teile mit übermanganäurem Kalium und schwefliger
Säure gebleichter Asbestfasern mit 5 Teilen Faserstoff zu Papier ver-
arbeitet und der Tinte oder Druckerfarbe Platinchlorid zusetzt. Zu
farbigen Schriften soll sich folgende Mischung eignen: 68 Teile metal-
lische Farbe (Metallglanzfarbe), 25 Teile beständige Aquarellfarbe, 2 Teile
trocknes Platinchlorid, 5 Teile Gummi arabikum. Der Genante hat sich
natürlich seine Erfindung patentiren lassen.

xz.

Sprechsal für jedermann.

„Ein Haus in Bewegung“ lautet die Ueberschrift eines Artikels mit Illustration
in Nr. 2 dieses Jahrgangs, dessen Richtigkeit hiemit, soweit er Amerika betrifft, von
einem Deutschen in Chicago bekräftigt wird. Die Fortifikation von Häusern nach ent-
fernten Stadtteilen ist in amerikanischen Städten, speziell Chicago, sehr häufig und ist
es nichts seltenes, daß während des Umzugs die Bewohner des Hauses darin verbleiben
und ihren täglichen Verrichtungen nachgehen, d. h. den Verkaufsladen offen halten,
kochen, auch Klavier spielen etc. Es sind dies meist Holzbauten, welche auf die in der
ebenerwähnten Schilderung angegebene Art transportirt werden, doch machen auch (Bach-)
Stein-Gebäude hie und da solche Wanderungen. Statt eines Flaschenszugs — wie auf
der Illustration — wird gewöhnlich ein Gabelwert mit einem oder zwei Pferden an-
gewendet. Im Lauf des verflohenen Jars wurde hier zum Zweck der Erweiterung der
State Street die auf der einen Seite der Straße liegenden Gebäude auf einer Strecke
von drei englischen Meilen, sämtlich über hinweg Fuß mittels Walzen zurückgerückt
und gleichzeitig wegen Erhöhung des Straßen-Niveaus auch in die Höhe geschraubt,
welch' letzteres mit den Häusern auf der andern Seite der Straße noch zu geschehen
hat. — Bei Gelegenheit dieser Straßenverbreiterung und Nivelirung wird die bisherige
Hauptbahn in eine Kabelbahn umgewandelt, die binnen kurzem für den Betrieb
fertig gestellt sein wird. Die Einrichtung derselben ist kurz folgende: Zwischen den
Schienen der Bahn läuft der in einer Hölzung unter dem Straßen-Pflaster befindliche
Draht (Kabel), der von der Centralstation aus mittels Dampftrakt in beständige Be-
wegung gesetzt wird. Die Personenwagen stehen mit diesem Kabel in Verbindung durch
eine Vorrichtung (Art Klammer), welche von der Mitte des Wagens durch den engen
Spalt an der Oberfläche des Pflasters nach dem darunter sich hinziehenden Kabel reicht,
sich daran festklammert, und also von diesem fortbewegt wird. Um die Wagen an-
zuhalten oder wieder in Gang zu bringen, genügt die Loderstellung, resp. Wieder-
Anspannung der Vorrichtung.

Die mittellangen, geraden Straßen der amerikanischen Städte bieten bedeutende
Borteile für solche Kabelbahnen, durch welche die Fahrgeschwindigkeit voraussichtlich ver-
doppelt wird.

Chicago, 27. November 1881.

J. Warl.

Redaktionskorrespondenz.

Hamburg. J. D. H. D. Ihr „Gedicht“ ist leins; außer dem guten Willen und
allenfalls dem in sehr unbestimmten Umrissen angedeuteten Grundgedanken ist nichts daran
zu loben. Verleihen Sie einmal, das, was Ihre Verse sagen sollten, in logisch klarer
Prosa auszudrücken.